ist mit Steinen und Felsstücken bedeckt, und in der Wut, weil sie den Kampf nicht fortsetzen konnten, sammelten einige unserer Leute einen Arm voll Steine und schleuderten sie mit aller Macht auf die Köpfe der Russen, sobald sie sichtbar wurden. Dieser Kampf verbreitete sich wie ein Lauffeuer, und Hunderte warfen Steine auf die großen Helle, die ihnen gegenüberstanden. Als die Offiziere sahen, daß sich die Spannung auf diese Weise löste, ließen sie es geschehen. Die Russen nahmen die Herausforderung sofort an. Auch sie sprangen auf und schleuderten tapfer Felsstücke auf unsere Leute, und so raste eine Zeitlang eine grimmige primitive Steinschlacht, wie sie diese Berge vielleicht im Steinzeitalter gesehen haben mochten. Die Offiziere verhinderten es natürlich, im Hintergrund zu bleiben, und so sind sie dem feindlichen Feuer am meisten ausgesetzt. Eine Anzahl russischer Offiziere wurde also auch durch die fallenden Steine zu Krüppeln gemacht; ebenso erging es vielen unserer Offiziere und Mannschaften. Manchmal, wenn ein großer Soldat einen derben Schlag bekam, lief ein lautes Gelächter durch die Reihen, und gellende Rufe ertönten. Es war, wie wenn Schuljungen eine Schlacht lieferten. Aber dieser Kampf hatte wenigstens die schreckliche Spannung auf beiden Seiten, die in Erwartung der tödlicheren Munition herrschte. Unsere Patronen kamen zuerst, und wir gebrauchten sie sofort mit durchschlagender Wirkung. Dann kamen aber auch die Patronen des Feindes, und nun setzte der mörderische Kampf wieder ein . . . ."

Gewinnung des Mahagoni.

In Honduras gibt es Leute, die den Namen Jäger führen, die aber nicht auf Wild, sondern auf Bäume Jagd machen. In genanntem Lande Zentralamerikas wächst nämlich der König der Wälder, wie der Mahagoni genannt wird, in großer Menge; doch ist die Aufsuchung solcher zum Fällen geeigneter Bäume mit großen Schwierigkeiten verbunden. Ehe daher eine Rotte Holzfäller sich aufmacht, um eine größere Anzahl Bäume zu fällen, macht der Jäger sich auf, bahnt durch den unwegsamen Wald einen Weg, erklettert den höchsten Baum, der womöglich noch auf einem Berge steht, und hält Umschau, d. h. er sucht die im weiten Umkreise stehenden, zum Fällen geeignetsten Bäume aus. Hat er eine beträchtliche Anzahl gefunden, so nahen die Schläger. Der Mahagonibaum, der während eines Menschenalters kaum sichtbar gewachsen, bedarf fast dreihundert Jahre, ehe er als völlig ausgewachsen betrachtet werden kann. — Sind eine genügende Anzahl Bäume gefällt und zu einzelnen Blöcken zugerichtet, so werden diese nach dem Flusse geschafft. Zu diesem Behufe muß man oft erst Wege durch den Wald hauen, Brücken und Dämme bauen. Dennoch muß dieses Hinschaffen zu den Flüssen während der heißen Jahreszeit geschehen, da die Regenzeit alle Wege unfahrbar macht. Nur die Kühle der Nacht macht es den Zugtieren möglich, Lasten von solcher Schwere fortzubewegen. Es gewährt einen schönen, eigentümlichen Anblick, einen derartigen Zug durch den Wald fahren zu sehen. Die Treiber mit Fackeln in den Händen schreiten neben den Tieren her; angekommen am Flusse, werden die Holzblöcke mit dem Namen des Besitzers bezeichnet und in den Fluß geworfen. Kommt die Regenzeit, so schwillt der Fluß mächtig an und die Mahagonibäume schwimmen hinab bis zu der Stelle, wo der Eigentümer ihrer harrt und die Ankömmlinge freudig begrüßend sie ans Ufer zieht. Nun werden die Blöcke behauen und verschifft. Welch eine Wanderung hat also bereits manches Arbeitstischchen gemacht, ehe es imstande ist, seinen Platz in der Fensternische einzunehmen, um seine freundliche Besitzerin durch seine Zierlichkeit zu entzücken.

Der Ingwerrausch.

Aus London wird berichtet: Der übermäßige Genuß von Ingwer wird von Aerzten für eine fast mehr um sich greifende Form der Trunksucht in England und Amerika erklärt. Da sein Alkoholgehalt etwa doppelt so groß ist, als der von Whisky oder Brandy, so kann man sich eine Vorstellung von seinen verderblichen Wirkungen machen. So wird von einem Falle berichtet, in dem ein dem Ingwer Hingegebener seine tägliche Dosis von zehn Tropfen bis auf eine Pinte (½ Liter) in einem Zeitraum von drei Jahren steigerte. Obwohl der Gebrauch in den Vereinigten Staaten mehr verbreitet ist, als in England, so gibt es doch auch in London viele Apotheker und Drogisten, die wöchentlich starke Mengen dieser scharfen Essenz konsumieren. Alle „Ingwertrinker" wollen durch den Ingwer ihre müden Gehirne und schlaffen Nerven aufstacheln; nur wenige Tropfen dieses Mittels genügen, allmählich die Neigung wachsen zu lassen, immer größere Dosen zu nehmen, wobei der Ingwer als Linderungs- und Beruhigungsmittel dienen soll. Es scheint, als ob sich Männer und Frauen gleichmäßig dem Ingwergenuß ergeben haben. Die Opfer sind schwer festzustellen, da Kinder oder Erwachsene in jeder Drogerie ohne jede Kontrolle Ingwer kaufen können. „Es gehört schon ein sehr verfälschter Geschmack dazu, daß man große Dosen Ingwereszenz vertragen kann," meinte ein Drogist, „aber das kann man natürlich auch von allen anderen derartigen Mitteln sagen. Sobald erst ein Bedürfnis für ein besonderes Mittel vorhanden ist, wird auf den Geschmack nicht mehr geachtet. Der unmittelbare Eindruck wird nicht berücksichtigt, man hofft nur auf die Wirkung. In dieser Beziehung ist der gewöhnliche Alkoholiker gesunder als der Morphium- oder Ingwertrinker." Dabei wird durchaus nicht das erreicht, was erreicht werden soll. Wenn auch zwar zuerst eine Erleichterung durch Ingwer eintritt, so wird doch allmählich der Magen gänzlich verdorben, und die Nerven werden nicht im geringsten mehr dadurch beruhigt.

„Der letzte Mohikaner".

Aus Newyork wird der Frankf. Ztg. berichtet: Soeben ist einer der letzten alten Indianer-Häuptlinge, die noch gegen die Blaßgesichter gekämpft haben, gestorben, der Häuptling Joseph von den Nez-Perces-Indianern. Er war der Abkömmling einer langen Reihe von Kriegern und lehnte sich im Jahre 1878 zum letztenmal gegen die Weißen auf. Sein Stamm hatte anfangs der 70er Jahre das Wallowa-Tal in Oregon als Reservation zugewiesen erhalten. Die Weißen drängten aber immer weiter vor und 1878 verlangte die Bundesregierung, die Nez-Percés sollten eine andere, ihnen zugewiesene Reservation beziehen. Die Antwort war ein schroffes „Nein!", worauf General Miles damit betraut wurde, den Stamm zur Raison zu bringen. Nachdem die Indianer einem Untergebenen Miles' schwere Verluste beigebracht hatten, gelang es diesem, die Rothäute bei Bears Pow im Yellowstone Bezirk zu umzingeln. Nach fünftägiger Belagerung sah der Häuptling die Nutzlosigkeit weiteren Widerstandes ein und übergab sich General Miles. „Von dem Punkte an, wo die Sonne jetzt steht, werde ich nie wieder gegen die Weißen kämpfen," meinte Joseph und er hielt sein Wort. Er und Miles sind die besten Freunde geworden und als der Häuptling vor sieben Jahren zum erstenmale nach dem Osten kam, war er der Gast des Generals. Häuptling Joseph sprach nie ein Wort englisch und war, trotz seines Namens, nie getauft worden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß er die Landessprache verstand, er war indessen zu stolz, dies merken zu lassen und ließ sich überall, wenn er sich unter Weißen bewegte, von einem Dolmetscher begleiten. Europäische Kleidung trug er auch nie, selbst seine Mocassins mußten von seinen Squaws gemacht werden. Er sprach sehr wenig, aber was er sagte, war wert, gehört zu werden. Unter seinen Aussprüchen sind folgende besonders bekannt geworden: „Feuerwasser-Mut endet in Zittern und Zagen." „Ein großer schöner Pelz mag das zäheste Fleisch bedecken." „Wenn Du das letzte Wort bei einem Echo hast, wirst Du es auch bei einer Squaw haben können."

Die Erdbevölkerung um die Jahrhunderwende.

Die Bevölkerung der Erde um die Jahrhundertwende betrug nach einem Bericht in Petermanns Mitteilungen (Ergänzungsheft 146, 1904) 1 503 300 000 Seelen, die rund 144 110 600 Quadratkilometer bewohnen. Es kommen mithin auf einen Quadratkilometer 10 Personen. Die Bevölkerungsdichtigkeit der verschiedenen Erdteile ist aber recht sehr verschieden. Europa steht mit 40 Bewohnern auf den Quadratkilometer obenan; dann folgen Asien mit 18, Afrika und Nordamerika mit 5; Südamerika zählt nur 2, Australien und Polynesien weisen bloß 0,7 auf und auf die 12 878 000 Quadratkilometer der Polarländer nimmt man sogar nur 91 000 Bewohner an. Auf den 9 723 600 Quadratkilometern des europäischen Kontingents wohnen 392 264 000 Menschen; Asien zählt bei 44 179 400 Quadratkilometern 819 556 000 Einwohner; den 29 820 200 Quadratkilometer großen afrikanischen Weltteil bevölkern 140 700 000 Menschen. Nordamerika gewährt bei einem Flächeninhalt von 20 817 700 Quadratkilometern 105 714 000 Menschen Unterhalt, dagegen ernährt das 17 744 000 Quadratkilometer große Südamerika bloß 38 482 000 Bewohner. Der Flächeninhalt Australiens mit Polynesien beträgt 8 951 800 Quadratkilometer und an Bewohnern werden nur 6 483 000 gezählt.

Eine Verdi-Anekdote

erzählt die Revue Hebdomadaire: Verdi hatte sich in einem Jahre in einen kleinen Badeort zurückgezogen. Als ihm dort einer seiner Freunde einen Besuch abstattete, war er höchst erstaunt, den großen Musiker in einem kleinen Zimmerchen hausen zu sehen, das ihm zugleich als Salon, als Eßzimmer und als Schlafgemach diente. Er verhehlte Verdi nicht, wie überrascht er darüber wäre, aber Verdi faßte ihn ruhig an der Hand und führte ihn, ohne ein Wort zu sagen, durch mehrere benachbarte Zimmer, die von Drehorgeln aller Arten und aller Größen ganz überfüllt waren. Nicht weniger als 95 dieser edlen Instrumente standen da herum! „Als ich hier ankam," sagte jetzt der Maestro zu seinem Freund, um ihm den seltsamen Anblick zu erklären, „spielten alle Drehorgeln aus dem Orte unter meinen Fenstern stundenlang Stücke aus dem „Troubadour", aus „Rigoletto" und aus einer Menge Opern, die ich in jeder Note auswendig kann. Schließlich wußte ich mir nicht anders zu helfen, als indem ich alle diese Marterinstrumente ihren Besitzern abmietete. Das kostet mich allerdings die Kleinigkeit von 1500 Lire; aber dafür kann ich jetzt wenigstens des Morgens ruhig schlafen . . ."

Eine internationale Zeitungsstatistik

wurde in der Revue Hebdomadaire gegeben. In Europa steht in der Zahl der Zeitungen Deutschland mit seinen 5500 Blättern, von denen 800 Tageszeitungen sind, obenan. An zweiter Stelle kommt England mit 3000, von denen 809 Tagesblätter sind. Frankreich hat fast dieselbe Anzahl: 2819, von denen aber nur ein Viertel täglich oder zwei- bis dreimal wöchentlich erscheint. Italien besitzt 1400 Zeitungen; dann kommen Oesterreich-Ungarn, Spanien, Rußland, Griechenland und die Schweiz. Alles in allem werden in Europa ungefähr 20 000 Zeitungen herausgegeben. In Asien erscheinen nicht weniger als 3000 periodische Zeitungen, die meisten in Japan und Britisch-Indien. Japan besitzt allein 1500 Blätter. Afrika steht auf dem Gebiete der Presse am weitesten zurück. Dort erscheinen nur 200 Blätter täglich, 30 in Aegypten und der Rest in den europäischen Kolonien. Amerika hat eine große Zahl Zeitungen; in den Vereinigten Staaten allein werden 12 500 herausgegeben. In Australien erscheinen nur wenige Zeitungen. Man hat berechnet, daß wenn man die Bevölkerung der ganzen Erde berücksichtigt, auf je etwa 82 600 Personen nur eine Zeitung kommt.

29 Millionen Banknoten.

Die Zahl der im Umlauf befindlichen Banknoten der Bank von Frankreich beträgt in runden Zahlen 29 Millionen. Unlängst hat ein findiger Kopf berechnet, einen wie hohen Stoß man erhalten könnte, wenn man die Banknoten aufeinander schichten würde. Ein Pack von tausend Banknoten ist 8 Zentimeter hoch. Diese 29 Millionen Stück Papiergeld würden demnach in 1000-Frankscheinen eine Höhe von 2320 Meter erreichen, also etwa achtmal so hoch, wie der Eifelturm kommen; in 500-Frankscheinen würde die Höhe 4640 Meter, in 100-Frankscheinen 23 200 Meter und in 50-Frankscheinen 46 400 Meter betragen. Die 20-Franks- und 5-Frankscheine kommen nicht in Betracht, da jetzt keine mehr gemacht werden. Es gibt nun zweifellos Leute, die seltene Banknoten sammeln, nicht um ihres Geldwertes willen, sondern weil sie Seltenheitswert haben. Die Bank von Frankreich weiß nämlich nicht, was aus den fünf Scheinen von 5000 Franks geworden ist, die seit 1876 in ihrer Bilanz geführt werden. Im Jahre 1870 gab es sieben solcher 5000-Frankscheine. Interessant wäre es festzustellen, wer die übrigen fünf Banknoten besitzt.

In manchen Gegenden Europas

und Asiens hält man noch heute an dem äußerst merkwürdigen Brauch fest, neugeborene Kinder zu salzen, obwohl es grausam und gefährlich ist. Das Verfahren wechselt, wie eine englische Zeitschrift schreibt, bei den verschiedenen Völkern. Die Armenier in Rußland bedecken die ganze Haut des Kindes mit einem dicken Salzbrei. Dieses Salz läßt man drei Stunden oder noch länger auf dem Körper des Kindes und wäscht es dann mit warmem Wasser ab. Ein Bergstamm in Kleinasien ist noch grausamer, als die Armenier. Dort bleiben die Neugeborenen 24 Stunden mit Salz bedeckt. Auch die Griechen der Gegenwart besprengen ihre Kinder mit Salz. Die Mütter glauben, daß die Kinder durch diese Anwendung von Salz Gesundheit und Kraft bekommen, und daß die bösen Geister von ihnen fern gehalten werden.

Späne und Splitter.

Es gibt Menschen, die sehr gescheit sind, so lange ihnen nichts einfällt. Sobald sie aber anfangen, Ideen zu haben, werden sie fürchterlich.

Der Hunger ist ein gemeiner Geselle; sein Bruder, der Appetit, hat eine viel bessere Erziehung.

Sonderbarer Widerspruch: Man darf keinem Menschen nahetreten, nähertreten aber wohl.

Man tut oft etwas ohne Bedenken, was man mit Bedenken nicht tun würde.

Verantwortlicher Redakteur Ed. Verhülsdonk in Bochum. Verlag und Rotationsdruck der Märkischen Vereinsdruckerei.



Nr. 237. 14. Oktober 1904.

Mit Feuer und Schwert.

Roman aus dem großen Bauernkriege

von Felix Nabor.

Nachdruck verboten.

Wie eine ungeheure, eiserne, alles zermalmende Woge brach und stieß die reisige Schar auf den letzten Kern des Bauernheeres. Die Spieße und Hellebarden hielten nicht mehr stand, zerbrachen vor dem grimmigen Anprall, wurden von den hochgeschwungenen Schwertern der Edlen niedergehauen oder prallten an den festen Stahlpanzern ab. Wie die donnernde Lawine den niederen Buschwald niederreißt — so brach die eherne Woge mitten durch die festen Reihen hindurch und bahnte sich eine breite, blutige Gasse.

Der eiserne Block wurde gesprengt, zerhauen, mitten entzweigeschnitten wie ein wogendes Kornfeld, durch welches die scharfe Sense des Mähers fährt.

Und ehe die Bauern sich von ihrem Entsetzen erholen konnten, war die ganze Linie durchbrauen, die Ritter wandten ihre Rosse und trieben den Kern auseinander.

Hans Diether schlug den Fähnrich nieder, entriß ihm die Fahne des Bundschuhs und schwang das Banner jauchzend in der Luft.

„Viktoria!" schrie er und von den Höhen weiterten die Trompeten, klangen die Hörner, rasselten die Tromeln, dröhnten ununterbrochen die Geschütze in schweren dumpfen Schlägen.

„Viktoria!" schrie Berchtold und sprang ungeachtet seiner Schmerzen auf. „Viktoria! Viktoria!" Aber dann wurde er stiller und stiller.

In wahnsinniger Hast flohen die Bauern auf allen Seiten und strebten dem Walde zu, um hinter den schützenden Bäumen und Büschen Deckung zu suchen. Die Reiter verfolgten sie bis an den Waldrand, dann mußten sie halten. Das Fußvolk folgte ihnen auf den Fersen und trieb sie vor sich her, stach sie nieder oder nahm sie gefangen. So weit das Auge reichte, wimmelte es von flüchtenden Bauern, Tal und Hügel, Wiese und Blachfeld, Sumpf und Moos waren von Leichen besät. Es war ein blutiger Tag und der Tod hatte bei Freund und Feind überreiche Ernte gehalten. . . .

„Das war ein Tag!" sagte Hans Diether, als er wieder zu seinem jungen Freunde trat. „Einen gleichen möcht ich nicht mehr erleben. Es ist zu viel des Blutes vergossen worden. Aber nun wird Ruhe im Lande sein, und der Bundschuh wird nicht gleich wieder sein Haupt emporrecken. Er ist geschlagen und abgetan!"

Berchtold deckte die Linke über die Augen. „Ich habe wohl zu laut gejubelt über den Sieg, Lieber! Wenn ich jetzt das Schlachtfeld überschaue, tut's mir leid um die vielen Erschlagenen. Der Bauer hat hart büßen müssen. Er wird sich's zur Ehre nehmen. Und ich —"

„Nun?" fragte Hans Diether und sah Berchtold befremdet an. „Die goldenen Sporen hast Du Dir redlich verdient. Herr Jörg Truchseß wird sie Dir selber umschnallen."

Aber Berchtold schüttelte abwehrend das Haupt. „Mich gelüstet's nicht darnach, Lieber! Es klebt allzuviel Blut daran. Und sie wären mir auch nichts zu nütze! Ich kann ja doch nimmermehr ein Schwert schwingen. Wie ich so dalag und dem Kampf zusah, da ist mir ein guter Gedanke gekommen —"

„Ei, das wäre?"

Berchtold streckte dem Freunde die verstümmelte Rechte entgegen und sagte mit traurigem Lächeln: „Schwert und Lanze vermag ich nicht mehr zu führen hinfüro. Aber mit der Feder wird's gehen zur Not."

„Mit der Feder? Willst Du etwa ein Schreiber werden?"

Berchtold nickte. „Lieber," sagte er fest, „ich geh' wieder ins Kloster auf die Reichenau, und nehm' meine Studien wieder auf. Sie können vielleicht dort einen brauchen, der ihnen die Chroniken harter Kriegsfahrten aufs Pergament malt; das bringe ich wohl zu stand."

Hans Diether horchte auf. „Und Angla?" fragte er leise.

Ein Schatten glitt über das schöne Gesicht des Jünglings. „Lieber — damit ist's vorbei! Ein Krüppel darf nimmer um Minne werben! Es war ein schöner süßer Traum — ein Maientraum! Aber nun ist's vorbei — es ist ein kalter Reif darauf gefallen, mitten im Maien. Und viel Blut, ach sowiel Blut! Vielleicht ist's auch besser so! Angla ist doch zu fein und zu zart für einen derben Reitersmann! Und dann — weißt Du! Es würde doch nicht wohl gehen, daß ich um eines Bauern Kind freie und es mir ans Herz lege, nachdem ich das Schwert wider die Bauern gezückt habe. Wenn Du sie jemals wiedersiehst, so bring' ihr ein trautes Grüßen — oder nein! Es ist besser, Du sagst nichts! Nichts soll die Ruhe dieses Engels stören. Denn ein Engel ist sie, die Angla, ein süßer, reiner Engel . . . Daran darf keine Hand rühren, die Blut vergoß!"

Berchtold senkte das Haupt und heiße Tränen fielen ihm aus den Augen. Aber sein Herz wurde dabei leichter und leichter. „Lieber," sagte er endlich, „mich zieht's nach der Reichenau. Dort werde ich Genesung — und was mir mehr not tut — Frieden finden! Wenn Du mir einen Freundschaftsdienst erweisen willst, so leihe mir Deinen Troßbuben, daß er mich ins Kloster geleite. Willst Du?"

„Von Herzen, Berchtold," sagte Hans Diether und geleitete ihn liebevoll zu einem Zelt, daß er verbunden werde. „Mir ist's selber so, Berchtold, als habest Du den besseren Teil erwählt. Hinter den Klostermauern schweigen die bösen Stürme, welche die Welt durchtoben. Da magst Du am ehesten Ruhe für das Herz — und Frieden finden."

„In Gottes Namen," sagte Berchtold fest, „alle Ritterschaft sei in mir abgetan, ich will ein Knecht Gottes werden! Und morgen reisen wir!"

Neuntes Kapitel.

Das siegreiche Heer des Truchseß lagerte sich neben der Walstatt zwischen Siedelfingen und Maichingen. Seitab, weit übers Blachfeld hin zerstreut, standen und lagen verlassene Wagen und Karren, Geschütze und Waffen, Zelte und Geräte aller Art, und dazwischen still und stumm die Toten, röchelnd die Sterbenden und Verwundeten.

Die einzelnen Scharen des Bundes kehrten von der Verfolgung des Feindes zurück, schlugen ihr Lager auf und ruhten nach den aufregenden Strapazen des Tages am Feuer, wo der Becher zu kreisen begann.

Der Abend sank nieder, die Nacht brach an, die Sterne zogen am Himmel auf und legten ihren milden Schein den stillen Toten des Schlachtfeldes als Leichentuch übers bleiche Gesicht. Freund und Feind lagen beisammen, und zwei, die sich am Tage grimmig bekämpft hatten, legte der Tod dicht nebeneinander ins dürre Gras, daß ihre Hände einander berührten, daß Wange an Wange lag. Der Tod verlöschte alle Feindschaft und allen Haß, alle Rache und allen Grimm und drückte jedem seinen kalten Kuß auf die bleiche Stirn und auf den starren Mund — er brachte allen Frieden!

Hans Diether saß vor dem Zelte, darin Berchtold auf weichem Lager schlief; er stand auf einer Anhöhe, so daß er das weite Feld überschauen konnte. Es gelüstete ihn nicht nach dem Becher, nach Sängergesang und Schlachtenjubel, still und in sich versunken blickte er hinab ins Tal, wo die Beiwachtfeuer wie rote Augen durch die Nacht glühten.

Dort drüben ragte das Fürstenzelt mit der Fahne des Bundes; darin saßen die Ritter und Fürsten um Herrn Jörg Truchseß und hielten Rat, was weiter zu tun sei.

Hans Diether hatte sich still davongemacht. Er wollte am Lager des Freundes Wache halten und seinen Gedanken nachhängen. Der Truchseß hatte ihm nach dem Siege warm die Hand gedrückt, weil er sich in der Schlacht so tapfer gehalten und gar das Heerbanner des Bauernheeres erbeutet hatte. „Hans Diether," hatte er gesagt, „Du hast Dich brav gehalten. Eine Hauptmannsstelle im Schwäbischen Bund ist Dir sicher! So Du aber ein friedlich Regiment vorziehst,

wollen wir es durchsetzen, daß Du als Obervogt nach Bottwar oder Hohen-Neuffen gesetzt wirst. Du magst selber wählen! Da kannst Du, ehe der Frühling um ist, Deine blonde Braut heimführen."

Hans Diether lächelte bekümmert; er sprach in wohlgesetzten Worten dem Kriegsobersten seinen Dank aus und nahm mit Freuden an.

„Will's meinen," lachte Herr Jörg Truchseß, „da sitzt sich's warm, junger Freund! Besser als auf Deinem zerfallenen Burgstall über'm Neckar, wo die Eulen sich gut' Nacht sagen. Auch Dein Beutetell wird groß genug sein, daß Du Deiner Braut güldene Spangen und Ringlein, Ketten und was derlei junge Fräulein sich wünschen, umlegen magst. Aber — Hans Diether! — als Obervogt geh' mir glimpflich mit den Bauern um! Wir müssen ihnen harte Wunden schlagen, um sie zur Erkenntnis zu bringen und sie Demut und Ordnung zu lehren. An uns vom Adel ist es, die geschlagenen Wunden zu heilen. Die Peitsche sei fortan abgetan und das deutsche Recht mag sein mildes Szepter schwingen über den gemeinen Mann, auf daß er sich aufrichte und willfährig werde, dem Adel und der Obrigkeit in Treue und Gehorsam zu dienen."

Daran mußte Hans Diether denken, als er die Lichtwellen sah, die aus dem Fürstenzelt hervorflutenten und sich gleich goldenen Bändern über das dunkle Erdreich legten.

Nach blutigem Kampfe, nach harten Fehden und herber Not begann ihm endlich das Glück zu lächeln, und eine frohe Zukunft lag vor ihm. In lockenden Bildern stieg sie vor seinem Geiste empor und zauberte ihm rosige Träume vor die Augen. Nur eines fehlte ihm darin, eines, das ihn nicht recht froh werden ließ —: wo war Renate, seine blonde Braut? Ohne sie erschien ihm die Zukunft öde und trostlos, nur an ihrer Seite gab es für ihn ein reines, tiefes Glück. Aber wo war sie nur — wo war sie? War sie den Bauern in die Hände gefallen? — — — — — —

Nein, das konnte— das durfte nicht sein! Und überdies — Renate war klug und mutig, sie hatte sicher einen Weg zur Rettung gefunden. Nun der Aufstand der Bauern niedergeschlagen war, wollte er ausziehen, sie zu suchen, um sich nie mehr von ihr zu trennen. Aber wo war sie — wo war sie nur? —

Plötzlich fuhr er aus seinen Gedanken auf. Ein verworrener Lärm wie von tausend grimmigen Stimmen schlug an sein Ohr und ein dichter Haufen mit flammenden Fackeln wälzte sich vom nächsten Dorfe daher.

Hans Diether sprang auf, um zu sehen, was es wäre. Er brauchte nicht weit zu gehen, so vernahm er lautes Geschrei vom Tale her: „Wir haben einen Rädelsführer der Bauern gefangen, denselben, der dem Helfensteiner zum Tanze aufspielte, als ihr die Bauern in die Spieße jagten. Hoch oben im Mist eines Taubenschlages hatte er sich versteckt."

Hans Diether sah, wie sie einen wimmernden Schelm daherschleppetn; mit auf den Rücken gebundenen Händen lief er zwischen den Reisigen, welche ihn mit blankem Schwerte bewachten. Das rote Fackellicht beleuchtete sein angstverzerrtes Spitzbubengesicht und die Knie schlotterten ihm vor Schrecken. Je näher sie kamen, desto dichter ballte sich der Knäuel, desto lauter wurde das Geschrei und Getümmel.

„Verbrennt ihn," schrie es aus dem Haufen. „Er soll sehen, was es heißt, adeliges Blut zu verhöhnen. Ins Feuer mit ihm."

Aus dem Fürstenzelt trat ein Herr in glänzendem Harnisch; er schritt hinab zu den Lagerfeuern und im Scheine der flammenden Holzsüße erkannte Hans Diether den Grafen Ulrich von Helfenstein. „O weh," dachte er, „das gibt ein bös Gericht! Meichior Nonnemacher, freher Pfeifer von Ilsfeld, um Dein Leben geb' ich keinen verbogenen Heller! Das Pfeifen und Schnurren wird Dir für immer abgetan."

Einen Augenblick trat Ruhe ein, der Graf schien zu den Reisigen zu sprechen. Dann aber brach lauter Jubel aus und Hans Diether sah, wie sie den Pfeifer an den Baum fesselten und ringsum Holz schichteten. „Ein übler Tod," sagte er. „Ich mag's nicht ansehen!"

Und er ging in sein Zelt, streckte sich neben Berchtold nieder und suchte zu schlafen. Aber er vermochte es nicht; immerfort klang ihm das Brüllen und Heulen des Pfeifers von Ilsfeld in den Ohren, der an einer Kette rasselnd um den Baum lief, immer den Flammen auszuweichend, bis er endlich unter entsetzlichen Qualen zusammenbrach.

Kaum war der Lärm verstummt, so sauste ein Reitergeschwader durchs Tal, geradewegs auf das Lager des Truchseß zu. Die Trompeten schmetterten und alles fuhr aus den Zelten. Hans Diether lief hinaus. Da hielt vor dem Fürstenzelte der Vogt von Alperg hoch zu Roß und umgeben von fünfzig Reisigen. In ihrer Mitte führten sie einen Karren, darauf lag ein wüster Geselle gefesselt, das Gesicht von Blut überronnen.

„Da bring ich den Jäcklein Rohrbach, den Haupträdelsführer," sagte der Vogt. „Ich griff ihn auf, wie er eben die fliehenden Scharen aufhalten wollte, um sie aufs neue zum Sturm zu führen. Ein böser Geselle! Wie ein wildes Tier hat er gebrüllt und sich gewehrt, als ich ihn faßte. Aber er hat doch dran müssen und soll seine Strafe haben. Der Kerl da mit dem Galgengesicht — das ist der Urheber des Mords zu Weinsberg."

„Mein Gott," sagte Hans Diether, „in des Jäcklein Haut möcht' ich nicht stecken. Und dazu trägt er noch des Grafen Ludwig damastene Schande. Gott gnade Dir, übler Wicht!"

Herr Jörg Truchseß sah den Gefangenen mit einem Blick an, der diesen erbeben machte.

„Gnade," schrie er, „Gnade!"

„Hast Du Gnade gehabt mit den Edlen, als Du sie durch die Spieße jagtest," sagte Herr Jörg finster. „Nicht um Tonnen Goldes schenktest Du den adeligen Herren das Leben. Nein — für Dich gibt es keine Gnade. Gerade so unmenschlich, wie Du mit den Rittern verfahren, soll Dir geschehen. Knechte, bindet ihn an den nächsten Baum und laßt die Feuer schweben!"

Der Gefangene wimmerte und schrie, aber es nützte ihm nichts. So wie der Truchseß befohlen hatte, geschah ihm. Bald loderte der Scheiterhaufen und inmitten der Flammen lief Jäcklein umher wie ein rasendes, brüllendes Tier und stieß schreckliche Verwünschungen und fürchterliche Flüche aus.

Bleich wie Stein, Bilder des Entsetzens, standen die übrigen Gefangenen ringsum im Kreise und sahen mit starren Augen und gesträubten Haaren dem entsetzlichen Schauspiele zu.

In rasender Wut, Feuerflammen des Hasses auf den lechzenden Lippen, unversöhnliche Rache im Herzen, fuhr Jäcklein Rohrbach dahin, sein Gebrüll verstummte in kläglichen Seufzern, und als der Morgen zu grauen begann, war der grimmigste und mordlustigste aller Bauernführer nicht mehr.

„Ein grausig Gericht," sagte Hans Diether, der in der Nacht kein Auge geschlossen hatte. „Wann wird endlich die Menschlichkeit und die Liebe herrschen auf Erden?"

Er wollte eben Berchtold, der die ganze Nacht fieberte, einen neuen Verband um seine Wunde legen. Da ließ ihn Herr Jörg Truchseß zu sich in sein Zelt rufen.

„Hans Diether," sagte er beim Eintritt zu ihm, „für uns ist der Krieg so gut wie abgetan. Es ist ein Schrecken unter die Bauern gefahren, als ob ein Blitz ihnen im Nacken säße, und sie werden zahm wie die Lämmlein. Du aber hast noch eine Fehde zu bestehen. Draußen steht ein Bauer und kündet Dir böse Mär. Ich entbind' Dich der Heeresfolge für eine Woche, dann magst Du zu mir stoßen und Dein neues Amt als Vogt antreten. Und hundert Reisige, gerüstet und gewappnet, harren Deiner drunten im Tal. Du wirst sie nötig haben! Nun fahr' mit Gott!"

Er drückte ihm zum Abschied die Hand und nickte ihm gnädig zu. Dem Ritter fuhr ein Schreck in die Glieder. „Mein Gott," stöhnte er, „ist die Not noch nicht zu Ende? Renate! Renate! Es kann sich nur um Renate handeln!"

Als er in den jungen Morgen hinausritt, kam ihm ein Bauer entgegen. „Der Weiger vom Rappenhof?" schrie Hans Diether auf. „Bringst Du Kunde von Renate, meiner Braut?"

Der Weiger nickte. „Herr," sagte er, „es steht schlimm. Ein halb hundert Bauern haben Eure Stammburg belagert und drohen sie zu brechen. Und Eure Braut hat kaum ein Dutzend Knechte, sie zu schützen."

Hans Diether sprach kein Wort. Er lief nach seinem Rosse und sprang in den Sattel. „Komm," rief er dem Rappenbauern zu. „Nimm Dir das nächste Roß, es sind ihrer genug ledig."

Unten im Tal erwarteten ihn die Reisigen. „Wollt Ihr mir folgen?" fragte er.

„In die Hölle, wenn es sein muß," riefen die wetterbarten trutzigen Gesellen.

„Nein, nicht in die Hölle," rief Hans Diether. „Sondern gegen ein Dorf aufrührerischer Bauern! In Gottes Namen — drauf und dran!"

Wie die Windsbraut sauste der reisige Zug dahin, der Führer immer um zehn Rosselängen voraus. Berg und Tal zogen im Fluge an ihnen vorüber.

Fortsetzung folgt.

Mädchenbildung auf christlicher Grundlage.

Unter diesem Titel ist soeben das erste Heft der neuen Zeitschrift für höhere Mädchenbildung erschienen, „herausgegeben von Mitgliedern der Fachabteilung für höhere Mädchenbildung des Vereins katholischer deutscher Lehrerinnen". (Vorsitzende: Frl. Marie Landmann, Schulvorsteherin in Danzig, an die auch alle Einsendungen jeder Art erbeten werden.) Den Verlag der Blätter hat in dankenswerter Weise die Görres-Druckerei in Koblenz übernommen, der man nach dem vorliegenden ersten Hefte das Zeugnis schreiben darf, daß sie alles daran setzt und setzen wird, die Zeitschrift in würdigem Gewand hinausgehen und einen großen Leserkreis sich erobern zu lassen. (12 Hefte. Gr. 8°. Jährlich 5 Mark.*)

Der Titel ist gut gewählt und gleich orientierend, besser als der ursprünglich beabsichtigte. Er verrät sofort, „weß Geistes Kind" sich da präsentiert, was es will und soll und für niemanden über den Standpunkt im Unklaren und Unsicheren, von dem aus die großen pädagogischen Fragen der Gegenwart aufgefaßt, besprochen und beurteilt werden: „Treu der Lehre Christi, treu der Kirche!" (S. 2.)

Ueber die Notwendigkeit einer solchen Zeitschrift in unseren Kreisen wird nachgerade kein Wort mehr zu verlieren sein:

„Ein Kampf ist um die Bildungszwecke und die Bildungswege für die weibliche Jugend entbrannt, zu dem wir Stellung nehmen, an dem wir teil nehmen müssen. Ein Feld ist es, wo wir säen und ernten sollen, und das legt uns die Verantwortung auf, alle unsere Erkenntnis und unsere Kraft einzusetzen, damit die Kämpfe das Mittel zur Saat des Friedens und zur Frucht des Heiles werden. Zahlreiche Zeitschriften anderer Richtung arbeiten an der Lösung der brennenden Frage. Es gibt weite Berührungsflächen zwischen ihnen und uns. Unser positiv-religiöser Standpunkt, die Lehren und Ueberlieferungen unserer kl. Kirche fordern jedoch auf manchen Gebieten eine andere Auffassung, eine eigenartige Behandlung der Gegenstände, ein getrenntes Vorwärtsgehen und Geltendmachen berechtigter Wünsche. Die katholischen Lehrerinnen an mittleren und höheren Mädchenschulen entbehren bisher eines eigenen kundigen Führers, der ihnen den unverrückbaren Pol in der Weltgestaltigkeit der Strömungen stets vor Augen hielt, der ihnen die Hand bot, um sie vom schwanken Boden und unklaren Meinens auf das sichere Land klarer Einsicht und wohlbegründeter Ueberzeugung zu führen.

Die Zahl der wissenschaftlich gebildeten oder nach vertiefter Bildung strebenden Lehrerinnen ist auch auf unserer Seite gewachsen. Sie verlangen nach einem Organ, das ihnen Gelegenheit bietet, ihre Gedanken auszutauschen, pädagogische und wissenschaftliche Anregungen von Gleichgesinnten und Gleichstrebenden zu empfangen und solche ihnen zu geben." (S. 1.)

Aus diesen Gedanken heraus ist die Zeitschrift erstanden, mit ihnen schließt sie sich der Paderborner „Monatsschrift für katholische Lehrerinnen" an, und spellt sich zugleich zur Orientierung über alle Fragen der weiblichen Bildung und christlichen Frauentätigkeit ins Gefolge der „Christlichen Frau". (Freiburg, Charitas-Druckerei.) Es sollen somit alle wichtigeren Angelegenheiten des höheren Mädchenschulwesens, der Ausbildung der Mädchen, des so eminent bedeutungsreichen Studiums der Lehrerinnen, daneben „wissenschaftliche und ethische Zeitfragen" nach allen Seiten hin besprochen und dargelegt werden; zugleich werden dabei auch die materiellen Interessen des Lehrerinnenstandes und der Schulen vertreten: mit vollem Recht; es können die Ideale da nicht hochkommen und hochbleiben, wo das Materielle im argen liegt oder doch nicht entsprechend geregelt ist. —

Das ist ein reichhaltiges, weitschauendes, aufwärtsstrebendes Programm, dem man das wärmste Interesse und die volle Zustimmung aller beteiligten Kreise wird zusichern dürfen, zu dem man den sich stets mehrenden Scharen der katholischen Lehrkräfte Glück wünschen kann, an dessen Verwirklichung mitzuarbeiten aber auch allen eine ebenso ernste Pflicht, wie schöne Aufgabe sein muß.

Wenn es wahr ist, daß allzeit viel auf den „ersten Eindruck" ankommt, dann sei es freudig gesagt, wie sehr dieser hier ganz und gar ein gewinnender und durchaus günstiger ist. Was das sorgsam ausgewählte Programm in Aussicht stellt, daran wird sogleich rüstig gearbeitet, die ungeregten Ideen werden nach den verschiedensten Seiten hin in Angriff genommen, und mit reicher Abwechslung reihen sich vielerlei solide Arbeiten an einem schönen Gange an einander. Wirklich reichhaltig ist es, dies erste Heft, das auf 56 Seiten 10 größere Arbeiten veröffentlicht, verschieden in ihren Gegenständen, aber jede von ihnen gut und solid gearbeitet, klar und leicht orientierend, eben und anziehend in der Form der Darstellung. Auch der Stab von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, die die Herausgeberin um sich schart (deren Zahl und Kraft nach dem vor kurzem ausgegebenen Prospekt vielversprechend ist, freilich auch sein muß, da gerade davon das Gelingen des Unternehmens größtenteils abhängen wird), macht den Blättern alle Ehre: es sind manche schon bekannte Namen von gutem Klang, und andere neue, die sich ihre aber bestens einführen.

Seminardirektor Dr. Wacker eröffnet den Reigen mit einem Aufsatz über „Frauen- und Lehrerinnenbildung", der von dem Gedanken getragen ist: „Wer an die Mädchen- und Frauenbildung die bessernde Hand anlegen will, muß mit der Lehrerinnenbildung beginnen." (S. 6.) Seine Gedanken über das Studium und die Ausbildung desselben (S. 7ff.) sind wirklich von programmatischer Bedeutung, und man wird ihnen die höchste Beachtung wünschen und verheißen dürfen; sie stehen mit allem Recht an der Spitze. — „Zwei Wanteine zum Geistestempel der Christin" legt Frl. Dr. Rens-München dem Geistessauge vor: sie meint damit zunächst „das Studium der klassischen Sprachen, wenigstens der lateinischen, sodann „das Studium der Logik"; — vielleicht hätte sie ruhig ihren Wunsch noch etwas erweitern und sagen dürfen: „das Studium der Philosophie" überhaupt: Logik, Poetik, Metaphysik und Psychologie täten allen unseren gebildeten Kreisen, die das Denken so viel verlernt haben, wahrlich not, erst recht natürlich den Erziehern. — Die Herausgeberin, Frl. Landmann, behandelt „Phonetik und Lautschrift im fremdsprachlichen Unterricht", an der Hand einer kurzen Skizze, die die Fachabteilung zu Entwurf eines Lehrplans für eine 10klassige höhere Schule allen ihren Mitgliedern in die Hand gab.

Unter der Rubrik: „Pädagogische Rundschau" werden verschieden geartete Themata behandelt: „Nachklänge vom internationalen Frauenkongreß"; „der Zölibat der Lehrerin" (von Frangista Hank), eine aller Beachtung würdige Arbeit; „das Diensteinkommen der königlichen Seminarlehrerinnen und Oberlehrerinnen" (von P. Herber): klar ausgesprochene und solid begründete Wünsche, die der Beachtung kompetenter Kreise dringend empfohlen sei, wenn es mit Geschick anfangt, der wird leicht viele andere interessieren! — Vorab sich interessieren allerseits für hineingeworfene gründende Idee wird erst durch ein reges Interesse und Besprechen herantreten und Früchte tragen; sodann sich interessieren um die Mitarbeit: je mehr Kräfte, desto mehr Erfolg, und manches verborgene Talent entdeckt sich selber erst durch Erproben. Und wenn auch nicht gerade ein „Talent", gesundes, klares Denken und Beobachten, und dann ein schlichtes, einfaches Niederschreiben interessanter Erfahrungen oder beachtenswerter Gedanken ist ein solches Talent wert; das allein aber darf auch, wenn von vielen treu und eifrig besorgt, für den Erfolg der besten Sache bürgen. Der beste General erreicht nur etwas mit tüchtigen, arbeitswilligen Offizieren: Das bleibe hier nicht vergessen, nie!

Mit diesen Hoffnungen seien dem ersten Heft die besten Wünsche auf frohe Wanderschaft, freundliche Aufnahme und allseitiges Interesse mit auf den Weg gegeben: Glückauf zur Reise und guten Erfolg!

*) Bei jeder Buchhandlung zu bestellen. Probehefte gratis, auch von der Görres-Druckerei in Koblenz.

Die Tragikomödie der N.-Strahlen.

Man darf wohl sagen, daß die Forschungsgeschichte der N-Strahlen eine der sonderbarsten Episoden der modernen Wissenschaft ist — vielleicht nur eine Episode, möglicherweise auch ein Uebergang zu dauerndem, wertvollem Gewinn, doch scheint das Zünglein der Wage keine Neigung zu haben, einen Ausschlag nach der letzteren Seite zu zeigen. Das ist in der Tat ein wundersames Schauspiel: hier eine Gruppe von ganz tüchtigen französischen Gelehrten, die eine eigentümliche Strahlenart entdeckt haben wollen und in jeder Woche neue Eigenschaften an ihr beobachten und beschreiben, dort fast geschlossen die anderen Vertreter der Physik, namentlich die deutschen und englischen, denen es durchaus nicht gelingen will, auch nur einen Anhalt für das Vorhandensein dieser geheimnisvollen Strahlenart zu gewinnen. Die Pariser Akademie der Wissenschaft hat sich begreiflicherweise auf die Seite ihrer Landsleute geschlagen und dem Entdecker der N-Strahlen sogar einen Preis von 50 000 Francs zugesprochen, damit er seine weltbewegenden Untersuchungen fortsetzen kann. Es ist wirklich wie im Märchen von des Kaisers neuen Kleidern, nur daß hier die Leute in der Mehrzahl sind, die die Kleider nicht sehen.

Einen besonders interessanten Beitrag zu dieser Frage hat Dr. Wood aus Brüssel geliefert, der es sich hat sauer werden lassen, den N-Strahlen nachzugehen. Er ist in das gelobte Land der neuen Entdeckungen gegangen, zu seinen Fachgenossen, die dauernd an der Erforschung der N-Strahlen arbeiten, in die Laboratorien, wo die ersten klassischen Untersuchungen gemacht worden sind. Wenn irgendwo, sagte sich Wood, so müßte doch dort die Ueberzeugung zu erlangen sein, daß die N-Strahlen keine bloße Täuschung sind, die wie eine Epidemie eine größere Anzahl von Forschern ergriffen hätte und festhielte. Wenn er aber mit einigem Optimismus ausgezogen war, so mußte er sich bei seiner Rückkehr gestehen, daß dieser einen völligen Zusammenbruch erlitten hatte. Er schreibt der Londoner Nature, daß er nach drei- oder mehrstündiger angestrengtester Aufmerksamkeit bei den Experimenten mit dem besten Willen nicht imstande gewesen sei, auch nur eine einzige Beobachtung zu machen, die für das Vorhandensein der Strahlen gesprochen hätte; daß er vielmehr die ganz bestimmte Ansicht gewonnen habe, die wenigen Physiker, die positive Ergebnisse erlangt zu haben meinten, seien einer Täuschung zum Opfer gefallen.

Diese Aussage wird nicht im allgemeinen und obenhin gemacht, sondern durch eine genaue Beschreibung der Experimente und der persönlichen Erfahrungen dabei begründet. Der erste Versuch, dem Dr. Wood beiwohnte, war die angebliche Erhellung eines kleinen elektrischen Funkens, wenn die N-Strahlen vermittelst einer Aluminiumlinse darauf gelenkt werden. Der Funke wurde durch einen kleinen Schirm von mattem geschliffenen Glas verdeckt, um das Licht zu zerstreuen und die Veränderung seiner Stärke deutlicher zu machen. Die Wirkung sollte sich zeigen, wenn die Hand zwischen den Funken und den die Strahlen ausfendenden Gegenstand gehalten wurde. Die übrigen Anwesenden behaupteten nun, daß beim Einschalten der Hand ein ganz deutliches Aufleuchten zu sehen wäre, während Dr. Wood auch nicht die geringste Veränderung wahrzunehmen vermochte. Seine überzeugten Kollegen konnten sich das nicht anders erklären, als daß eben seine Augen nicht empfindlich genug wären. Wood wollte aber nun seinerseits die Zuverlässigkeit der Augen bei seinen Fachgenossen prüfen und ersuchte sie, ihm nach ihren Wahrnehmungen an der Helligkeit des elektrischen Funkens zu sagen, wann er seine Hand in die Bahn der Strahlen hielte und wann nicht. Dabei stellte sich dann heraus, daß ganz widersprechende Angaben gemacht wurden, und daß namentlich, wenn er seine Hand unbeweglich an der betreffenden Stelle hielt, die Stärke des Lichtes bald heller, bald als dunkler bezeichnet wurde. Diese Prüfung genügt wohl zur Bestätigung der Annahme, daß die N-Strahlen eben nur auf Augentäuschung beruhen.

Allerlei.

Bei den Papua auf Neu-Guinea.

Manche seltsamen Züge von den Sitten der Eingeborenen auf Neu-Guinea erzählt ein amerikanischer Reisender, Oliver Bainbridge. So machten ihm besonders die Trauerfeierlichkeiten, denen er beiwohnte, einen merkwürdigen Eindruck. Große Feuer werden angezündet, in die die jungen Leute unaufhörlich Holzscheite schleudern. Die Frauen singen zusammenzu in unharmonischen Tönen Litaneien; die Männer gebärden sich wie Verrückte, sie springen, machen heftige Bewegungen, knirschen mit den Zähnen, haben Schaum vor dem Mund, schwingen ihre langen Lanzen und tun, als wollten sie sich gegenseitig massakrieren. Dieser wilde Taumel währt die ganze Nacht; er hat zweifellos den Zweck, die heranschleichenden bösen Geister von dem Leichnam fern zu halten. Bei Tag beginnt aber beginnt der Festschmaus, der zwei Tage dauert; dabei verschlingen die bei den dämonischen Tänzen halb Verhungerten ganze Fleischviertel vom Kängurub und Schwein, Fische, Bananen, Taubeneier, aber auch Frösche, Nattern und Insektenlarven. Dazu trinken sie Wasser und Kokosmilch. Die Papua betreiben Ackerbau, und obgleich sie den Gebrauch der Pflugschar noch nicht kennen, verstehen sie es sehr gut, ein Feld zu bestellen. Zu dreien, vieren oder fünfen treiben sie Spitze Stöcke in den Boden, so daß sie dieselbe Schelle aufwerfen. Das Knie dient als Stützpunkt, der Stock als Hebel, und auf ein gegebenes Zeichen drücken alle auf das dicke Ende der Stöcke. So geht es fremdenlang mit überraschender Regelmäßigkeit, und der Erfolg ist derart, daß man darauf wetten möchte, eine Pflugschar wäre über das bearbeitete Feld gegangen. Bei diesen primitiven Methoden erzielen die Papua verschiedene Ernten, sie bauen Bananen, Taros, Pfeilwurzeln Kokosnußpalmen, Getreide, Tabak usw. an. Ihre Hauptlinge haben nur wenig Autorität. Am hartnäckigsten halten sie an den beiden Vorrechten fest, die abgeschnittenen Köpfe der in der Schlacht getöteten Feinde zu sammeln und viele Frauen zu heiraten. Aber im Gegensatz zu anderen wilden Völkern genießt die Frau bei ihnen ein gewisses Ansehen. Zwar muß sie schwere Lasten tragen und schwere Arbeiten verrichten, während der Mann seine Hütte baut, das Feld bearbeitet, auf die Jagd, zum Fischfang und in den Krieg zieht, pflegt seine Gebärtin die Pflanzungen, erntet und trägt auf dem steife Gemüse, Früchte und Getreide ins Haus, aber sie übt einen gewissen Einfluß auf den Mann aus und besonders ihre Eigentumsrechte sind bei diesen Wilden besser geschützt, als in vielen europäischen Ländern. Die Papua, bei denen sich Bainbridge aufgehalten hat, haben sogar eine Königin namens Koiola, die sich gerade zu dieser Zeit verheiratete. Koiola wollte jedoch nur ihre fürstliche Würde, die in der Nähe des Kap Suckling liegt, mit ihm teilen, nicht aber die Herrschaft. An dem Tage, an dem sie die Ankunft ihres Bräutigams erwartete, saß die Königin, von ihren schokoladenbraunen Ehrenmädchen umringt, in einer Hängematte, die als Thron diente. Wohl um die Geduld zu bewahren, kaute sie Betelnüsse und trank Kokosmilch aus bis drei Nüssen in Taschenkartoffeln. Ihre krausen Haare waren ihr Diadem, sie trug einen Rock aus geflochtenen Gräsern. Sie hatte ihren Gemahl selbst gewählt, trotzdem mußte er sie kaufen; er hatte zwei Spanferkel, zwei Halsbänder von Hundezähnen, drei Perlen, zehn Armbänder, mehrere hundert Kokosnüsse usw. für sie zu zahlen." Die Papua haben nur sehr gering entwickelte religiöse Vorstellungen. Sie glauben an das Dasein eines großen Geistes, den sie „Palaku Bora" nennen und den sie austreiben, wie die Polynesier und Malanesier ihre bösen Geister. Sie sprechen ziemlich unbestimmt von einem Paradies, das „jenseits des Sees oder Flusses des Todes" liegt, in das die Seelen der Dahingeschiedenen gehen. Dort, sagen sie, hat man im Ueberfluß Beteinüsse, Fleisch aller Art.

Eine Steinschlacht im modernen Kriege.

Eine Reihe höchst merkwürdiger Zwischenfälle aus den Schlachten im russisch-japanischen Kriege berichtet der Korrespondent der Central News. Auf dem Schlachtfelde von Telissze erzählte ihm General Nishis Stabschef nach dem überraschenden Angriff von Oku Deet auf die Streitkräfte des Baron Stackelberg, der auf drei Hügeln verschanzt den Feind erwartet hatte, folgendes: „Wir hatten nur 6000 Mann auf unserer rechten Flanke; aber obgleich uns die Vernichtung drohte, erklärte unser Befehlshaber, eher müsse jeder Mann sterben, als daß man sich zurückziehen würde. Der Platz war von Schluchten mit steilen Abhängen durchschnitten, so daß die Munitionsmagen nur schwer heraufzubringen waren. Bald nach 12 Uhr ging den Russen die Munition aus, und eine merkwürdige Fügung wollte es, daß auch unser Vorrat an Patronen in demselben Augenblick erschöpft war, so daß beide Linien nur einen Steinwurf weit von einander entfernt standen und doch auf keiner Seite geschossen werden konnte. Wiederholt schickten wir Ordonnanzen aus, die Munition sollte schleunigst herbeigeschafft werden; wir sahen, die kritische Stunde war gekommen; aber zuerst neue Patronen bekäme, der würde das Schlachtfeld beherrschen. Es war, als ob aller Nerven zum Zerreißen gespannt wären; denn nichts entmutigt einen Soldaten so sehr, als wenn ihm angesichts des Feindes die Munition fehlt. Von Bajonettkampf konnten wir keinen Gebrauch machen, die Russen kamen nicht dicht genug zum Bajonettkampf heran und lagen still. Du ereignete sich etwas für ein modernes Schlachtfeld höchst Merkwürdiges. Ich meine nicht den Zweikampf zwischen einem jungen japanischen Offizier, der allein, mit dem Schwert in der Hand, vorging, um mit einem großen russischen Offizier zu kämpfen; denn solche Kämpfe sind bei uns nicht ungewöhnlich. Wir beobachteten auf beiden Seiten ruhig den Verlauf des Kampfes, der an die Taten der alten Samurai erinnerte. Der russische Offizier war ein kräftiger Mann und ein geschickter Fechter, aber der Japaner war zäh, äußerst behend und focht auf eine Art, die den Feind ganz außer Fassung brachte. Der Kampf endete damit, daß der Degen des Japaners dem Russen durch die Brust drang und der Feind tot zu Boden sank. Dann aber hatte ich auch ein Duell aufzufechten, jedoch mit sehr ungewöhnlichen Waffen. Das Schlachtfeld